

Oliver Haag

Sebastian Koch: Identitätskrisen nach dem Ende des Britischen Empire. Zur kulturellen Neu-Verortung in Kanada, Australien und Aotearoa Neuseeland

Tübingen: Mohr Siebeck 2023. 509 pp. ISBN 978-3-161-61480-4, EUR 89,00

„Now, this is something uniquely Australian!“, so die leicht ironischen Worte meiner einstigen Gastgeberin in Adelaide zu Beginn meines Aufenthaltes Anfang der 2000er. Gemeint waren die selbst gestrichenen Vegemite-Brötchen, die sie mir als kulinarische Begleitung zu einer Einführung in die australische Kultur darreichte. Jener für mich geschmacklich äußerst gewöhnungsbedürftige Hefeextrakt erinnerte mich frappierend an Marmite, die britischen und neuseeländischen Geschwister von Vegemite – wie ich entgegnete. „Gee, a wee bit similar, but very, very different!“, so ihre ironische Entgegnung. Diese Anekdote vom scheinbar Trivialen kam mir beim Lesen von Sebastian Kochs publizierter Dissertationsschrift in den Sinn, gefolgt von der Frage: Wie lassen sich Identitäten – nationale und kulturelle –, die einen zumindest ähnlichen Anfangspunkt aufweisen, deren Zusammenhänge jedoch brüchig und teils sehr different scheinen, in ihrer gemeinsamen historischen Entwicklung verstehen? Oder, um nochmals aufs Triviale zu kommen, wieviel von Marmite steckt in Vegemite und vice versa? Wie viel an australischer Identität steckt in einem Produkt, das zum kulturellen Narrativ wurde, das jedoch zumindest auch fragmentiert in neuseeländischen, britischen oder kanadischen Narrativen enthalten ist? Diese Frage ist also bei Weitem keine rein trivial-kulinarische, sondern lässt sich auf vielschichtige Ebenen übertragen: Wie können transnationale Versatzstücke von Kultur und Geschichte einer Nation verstanden, wie können sie in ihrer Genese greifbar und schlüssig analysiert werden? Wie können sie letztlich in ihren Folgen – Herrschaft sowie Ausschlüsse von Zugehörigkeit und Partizipation – dekonstruiert werden?

Kochs Studie stellt dafür ein überzeugendes Beispiel dar. Transnational angelegt, zeichnet sie die Neu-Formierung nationaler Identitäten in Kanada, Australien und Aotearoa-Neuseeland in den 1960er Jahren nach. In drei Hauptkapitel gegliedert, wird zunächst eine profunde theoretische Auseinandersetzung mit den gegenständlichen Konzepten wie Nation, Postkolonialismus und Identität geboten. Der Autor versteht dabei die Identitäten aller drei ehemaligen Siedlerkolonien in ihrer Entstehung als zunächst ‚imperial‘ geprägt: britisch und weiß, von Familienwerten zusammengehalten. Die Triade ‚Britishness-Whiteness-family values‘ – wobei letzteres etwas untertheoretisiert bleibt – wurde als tragendes gesellschaftliches Element nicht unmittelbar nach Auflösung des Britischen Weltreichs brüchig, so der Autor, sondern verfestigte sich sogar im Zuge eines überbordenden Zugehörigkeitsgefühls zu einem überhöhten Kern ehemals britischer

Herrschaftsgebiete. Zutiefst und ‚besser‘ britisch blieben die Identitätsverortungen in allen drei Staaten – obgleich formal längst unabhängig. Dieses Identitätskonzept, so kann der Autor schlüssig nachzeichnen, erodierte zunehmend in den 1960er Jahren und löste in der Folge eine Identitätskrise aus. Als Ursachen identifiziert der Autor die britische Hinwendung an den Europäischen Wirtschaftsraum, zugleich die empfundene Abkehr von seinen einstigen Siedlergesellschaften, also den Verlust eines globalen und kolonieübergreifenden Britishchseins; sowie die weltweiten Entwicklungen von Dekolonisation und Bürgerrechtsbewegungen (unter anderem von Koch erwähnt die Indigenen-Bewegungen, Freedom Rider, die Maori-Renaissance, die Frauen- sowie Lesben- und Schwulenbewegung). Diese brachten zunehmend die rassistischen Konnotationen weißen Britishchseins, auf das sich Kolonialismus gegründet hatte, zu Tage. Vormalig exklusive Identitätskonzepte erschienen mehr und mehr unhaltbar.

Im zweiten Kapitel diskutiert Koch ausführlich die Identitätskrisen mit dem Konzept des ‚cultural cringe‘, das, zunächst australisch in seinen Wurzeln, dennoch in allen drei Fällen zu einem ähnlichen Phänomen von als inferior empfundenen nationalen Identitäten führte. Dem erodierenden Britishchsein hatten weder Australien, Aotearoa-Neuseeland noch Kanada bis dahin etwas genuin Autochthones entgegenzusetzen, das nicht kolonial oder britisch geprägt gewesen wäre. Der Autor stützt sich dabei auf eine breit angelegte und repräsentative Auswahl an Quellen, die nicht nur eine elitäre Debatte beleuchten, sondern auch Diskussionen gewöhnlicher Akteur*innen mit einschließen.

Das dritte Kapitel schließlich eruiert die Neu-Formierungen von Identitätskonstruktionen im Zuge wiederum des ‚cultural cringe‘-Phänomens in den 1960er Jahren. Dabei fokussiert der Autor besonders auf breit geführte Debatten zu damals neu etablierten nationalen Symbolen, wie die jeweiligen Flaggen und Hymnen, aber auch auf nationale Feiern und internationale Ereignisse wie die Expo 1967 in Montreal. Zentrale These dieses Kapitels ist, dass die Quasi-Ontogenese der jeweiligen Siedlerkolonien historisch neu interpretiert bzw. uminterpretiert wurde. Aus weißer britischer Siedlungsgeschichte wurde allmählich eine *inklusive* Geschichte, an deren Beginn indigene Präsenz gestellt wurde. Multikulturalismus – oder besser gesagt Ideen des vermeintlich Multikulturellen – wurden zu Versatzstücken eines New Nationalism, der besonders mit folkloristischer Vielfalt eine nationale Einheit zu erstreben versuchte. Dass diese ‚Integration‘ von Vielfalt nicht mit tatsächlicher gesellschaftlicher Gleichheit sowie ohne Infragestellung historischer und rezenter Formen von Diskriminierung einherging, erhellt der Autor dankenswerterweise an vielen Stellen. Denn es geht seiner Studie nicht darum, nationale Identitätsmythen fortzuschreiben, sondern zu entzaubern und einer historischen bzw. kulturellen Realität entgegenzustellen.

Nationale Konstrukte, so die sehr behutsam und differenziert argumentierende Studie, waren und sind weder homogen noch linear. Von vielfältigen Akteurinnen und Akteuren getragen, fußte die vermeintlich errungene Einheit auf sehr antagonistischen, inkohärenten und teils auch rückwärtsgewandten Strategien. Wie Koch argumentiert, sind die Korrosionen von Britishchsein an keiner absoluten zeitlichen Ruptur festzumachen, sondern sollten als Zusammenspiel von

Kontinuitäten und Diskontinuitäten zugleich verstanden werden. Zweifel, ein Hin, ein Zurück – in einem Wort, Widersprüche – zeichneten die Debatten nationaler Identitätsfindung aus. Auch waren trotz aller transnationaler Ähnlichkeit in Genese und Formierung die neuen Identitätsformierungen nicht homogen, sondern, wie der Autor herausarbeitet, flexibel auf die jeweiligen kulturellen Spezifika und eigenen Geschichten der drei Länder ausgerichtet. So funktionierte die Etablierung eines auf Multikulturalismus ausgerichteten neuen Nationalismus in Kanada und Aotearoa-Neuseeland weitaus einfacher, da in beiden vorbezeichneten Kontexten leichter als in Australien auf bereits existierende Konzepte des Bikulturalismus rekurriert werden konnte (Franko-Kanada und im Falle Aotearoa-Neuseelands weitergehende Integration inklusive Naturalisierung der indigenen Bevölkerung im Zuge des Waitangi-Vertrags von 1840). Die symbolische Nutzung indigenen Kulturguts und Folklore gelang in Australien mithin disruptiver, stieß teils auf Ablehnung, blieb allerdings auch in Kanada und Aotearoa-Neuseeland nicht von heftiger Kritik verschont.

Die Neu-Formierung nationaler Identitäten als Folge einer Identitätskrise geschah, wie der Autor schlüssig darlegt, zum einen auf großer Ebene – von Geschichtsschreibung, über Politik im engeren Sinn bis hin zur breiten Masse –, zum anderen wurde sie von diversen Bürgerrechtsbewegungen beeinflusst, in deren Zuge ‚alte‘, als patriarchal, rassistisch und allgemein exklusiv erscheinende Identitäten als fragwürdig, wenn nicht destabilisierend perzipiert wurden. Ein ‚neues‘ Konzept musste also her, soweit überzeugend; allerdings fokussiert die Studie etwas einseitig auf historiographische Debatten, was bis hin zum etwas überspitzten Argument führt, dass Geschichtsschreibung in allen drei Fällen „ausschließlich in den Dienst der Identitätssuche bzw. Identitätsdefinition gestellt“ (214) wurde. Auch wenn im Kontext zuvor implizit leicht abmildernd von nationalen Geschichten die Rede ist, wäre eine eingehendere Diskussion der Rolle von ‚subalternen‘ Geschichten erkenntnisreich gewesen: War tatsächlich die gesamte Historiographie in Dienst der jeweils nationalen Aufgaben gestellt worden? Gab es nicht auch Gegenentwürfe, und wie verhielt es sich mit indigener, feministischer oder queerer Geschichte? Diese Lücke korrespondiert mit der zwar logisch schlüssigen Annahme, diverse Bürgerrechtsbewegungen hätten sowohl auf den ‚cultural cringe‘ als auch die Neu-Formierung von Identitäten eingewirkt – genannt sind unter anderem die Frauenrechts- sowie die Lesben- und Schwulenbewegung (69). Allerdings verharrt die benannte Vielfalt in bloß beiläufiger Erwähnung und wurde keiner empirischen Untersuchung unterzogen: Waren anderweitig neue Konzepte der Vielfalt – die nicht nur auf Migration und Indigenität zurückgriffen – auch relevante Größen in den neuen Identitätsformationen? Gerade die weltweit sehr frühe Etablierung des Frauenwahlrechtes in Aotearoa-Neuseeland und in Australien wurde zur Stabilisierung damaliger Herrschaft gebraucht und musste meines Erachtens zwangsläufig an der Formation nationaler Identitäten beteiligt gewesen sein.¹ Ebenso wäre eine stärkere Fokussierung nicht nur auf historiografische Debatten, sondern auch auf

1 Vgl. Patricia Grimshaw, Marilyn Lake, Ann McGrath, Marian Quartly: *Creating a Nation*. Ringwood: McPhee Gribble 1994.

eingehendere Analysen nationaler Identitätsentwürfe in bildender Kunst und schöpferischer Literatur informativ gewesen. Zudem fallen öfters Redundanzen und somit ein gestörter Lesefluss bei sonst gut fließendem Sprachgebrauch auf, die durch genauere redaktionelle Arbeit hätten vermieden werden können. Zuhäuf werden die zentralen Thesen wiederholt, was zwar im Falle des Querlesens bequem zu sein scheint, aber die Studie etwas aufgebläht wirken lässt. Die Passagen zum Brexit (4-11) – insbesondere die bloßen Literaturverweise – wären statt als Einleitung besser als Ausblick geeignet gewesen und hätten sich weitaus knapper formulieren lassen. Auch finden sich einige wenige sprachliche Inkongruenzen: Zumeist wird durchgängig – und aufgrund des kolonialen Kontexts gut begründet – von ‚Aboriginals‘ und ‚Aotearoa Neuseeland‘ gesprochen, dann wiederum kommen (nicht in Quellen) die Termini ‚Aborigines‘ (234) und allein ‚Neuseeland‘ (3) vor. Generell trüben auch die allzu langen Zitate und Texte in den Fußnoten das Lesevergnügen. Ein sorgfältigeres Lektorat hätte diese störenden, obschon sicherlich nebensächlichen Kleinigkeiten beseitigen können. Diese negativen Kritikpunkte tun der hohen Qualität der hier vorliegenden Arbeit allerdings mitnichten einen Abbruch.

In der Gesamtschau ist Kochs Analyse ein hervorragendes Beispiel für transnationale Geschichte – nicht nur hinsichtlich der drei Siedlerkolonien Australien, Kanada und Aotearoa-Neuseeland, sondern auch generell bereichernd für die Historiografie nationaler Identitätsentwicklungen, die durch einen transnationalen Blickwinkel erst in ihrer komplexen Dimension verstanden werden können. Mehr transnationale Studien zu den einzelnen nationalen Geschichten können davon inspiriert werden, denn transnationale Methoden vermögen einen weitaus größeren Erkenntnisgewinn mit sich zu bringen als bloße Nationalgeschichten. Zum anderen beweist der Autor auf beeindruckende Weise, wie sehr Nationalismus ein flexibles und leicht adaptierbares Narrativ ist: Nur weil vermeintlich progressive Ideen von Vielfalt in neue nationale Mythen eingeschrieben werden, verheißt dies nicht eine Schwächung oder Überwindung des Nationalen. Nationalismus und Nationen sind Konzepte, die uns nicht verlassen haben; und alle, die sich in einem post-nationalen respektive post-nationalistischen Zeitalter glauben, werden durch diese Studie wohl zum weiteren Nachdenken veranlasst. Sebastian Koch ist mit ‚Identitätskrisen nach dem Ende des Britischen Empire‘ eine bemerkenswerte Arbeit gelungen.

Autor:

Oliver Haag, MA (U of Vienna), PhD (U of Edinburgh), is Senior Research Fellow at the Centre for Transcultural Studies, Vienna, and currently Visiting Professorial Fellow at the University of Madras. His research interests are in the areas of the European reception of Indigenous New Zealand and Australian literatures, the history of German interest in Indigeneity and critical race and whiteness theory. Oliver has authored numerous articles in journals, such as 'Continuum', 'National Identities' and 'Antipodes'. He is co-editor of 'The Persistence of Race from the Wilhelmine Empire to National Socialism' (Berghahn 2017) and of 'Ngapartji Ngapartji' (Australian National University Press 2014).